

Eine Brandlegung in der Festung Karlstadt (Karlovac) im Türkenkriegsjahr 1692

Hinweise aus innerösterreichischen Quellen

Von Franz Otto Roth

VORBEMERKUNG

Im 1. Teil seiner aufwendigen Untersuchung über den „Nachschub für den großen Türkenkrieg — Der Anteil der Steiermark an den siegreichen Feldzügen der Jahre 1683 bis 1686“ notiert Othmar Pickl¹ die amtliche Vermutung, daß eine verheerende Feuersbrunst, „durch die vom 8. bis 10. Mai 1684 die Stadt Ptuj/Pettau in Schutt und Asche gelegt wurde“, auf Brandlegung „durch Ungarn, die mit den Türken sympathisierten“, zurückgeführt werden mochte. Dabei ging unter anderem das erst 1683 installierte kaiserliche Proviantamt mit seinen Getreidevorräten in Flammen auf. Es entbehrt nicht pikanten Lokalkolorits, daß ein anderes Vorratsgebäude einigermaßen erfolgreich „in Ermangelung von Wasser mit Wein“ gelöscht wurde.

Verhältnismäßig breit gestreute Nachrichten aus innerösterreichischen Quellen, doch in primär kaum vermutbare anderweitige Zusammenhänge eingebettet, belegen nun einen frappierenden Parallelfall, nämlich jenen verheerenden Brand, durch welchen anno 1692, in einem Jahr eher militärischer Rückschläge für die Kaiserlichen und ihre Verbündeten, die Festungs- und Garnisonsstadt Karlstadt (Karlovac) unterschiedlich bewertete, doch jedenfalls erhebliche Feuerschäden erlitt. Die zu behandelnden Quellen lassen die Täter und ihre Motive erkennen! Auf diese Nachrichten von minder kriegsgeschichtlichem, doch um so eher sozial- und kulturhistorischem, selbst volkskundlichem Interesse soll hier hingewiesen werden; da

¹ In der Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Jahrgang LXVIII, Graz 1977, S. 119 ff., bzw. Anmerkungen 49—52. — Vgl. G. P f e r s c h y, Der große Brand von Radkersburg anno 1607, Blätter für Heimatkunde 35. Jahrgang, Graz 1961, S. 112 ff.; auch hiebei handelte es sich um Brandstiftung, vermutlich durch Ungarn, doch nicht aus politisch-militärischen Motiven — wie vom Stadthauptmann von Radkersburg anfangs vermutet —, sondern aus Privatrache: Motivation und erzielter Erfolg weisen zum „Fall Karlstadt“ viele Parallelen auf.

es sich um keinen in sich geschlossenen Beitrag zur Stadtmonographie von Karlstadt handelt, eher um eine umfängliche „Miscelle“, darf bewußt von einer erschöpfenden Interpretation ebenso wie von der Zusammenstellung und dem Vergleich aller Quellen methodisch abgesehen werden!

ZUR VORGESCHICHTE

Um die Karlstädter Brandkatastrophe und deren Motivierung richtig zu bewerten, muß dieser Einzelfall in die großen Zusammenhänge eingereiht werden; dies erfordert, die allgemeine geschichtliche Situation und deren Wachsen und Werden in gebotener Kürze zu umreißen:

Am 25. Februar 1578, Wien, instruierte Kaiser Rudolf II. Erzherzog Karl (II.) von Innerösterreich über seine umfassenden Vollmachten, die „Administration des Kriegswesens bei der kroatischen und windischen Grenze“ nahezu selbständig und damit selbstverantwortlich zu handhaben². Der für die steirischen Landstände seit alters besonders interessante „windische“ Grenzabschnitt zwischen Mur—Drau und Save hat hier weniger berücksichtigt zu werden³. Für die sogenannte kroatische „Meergrenze“ sollten vornehmlich finanziell die Krainer Landstände, für den binnen- oder „hochkroatischen“ Grenzabschnitt die Stände Kärntens aufkommen. Dabei war es im zweiten Drittel des 16. Säkulums um diesen Grenzraum am schlimmsten bestellt, nachdem die einstigen Grenzgrafschaften Lika und Korbavien (Krbava) ebenso wie die Positionen des kroatischen Adels im Sana- und Un(n)atal nach jahrzehntelangem zermürbenden Kleinkrieg endgültig verlorengegangen waren; gezielte Bevölkerungsumschichtungen verwandelten diese ehemaligen kroatischen Grenzmarken in die bosnisch-türkische muselmanische Krajina. Am Ende einer tragischen Entwicklung, welche im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts durch den Fall von Jajce eingeleitet wurde, fiel im Sommer 1592 „Wihitsch“, Bihać, welches eine in Laibach (Ljubljana) erliegende Quelle bereits um 1586 als „verloren“ ansah⁴.

² Katalog der Ausstellung „Graz als Residenz — Innerösterreich 1564 bis 1619“, Graz 1964, Nr. 806, S. 302 f.

³ Vgl. dazu im Überblick F. O. Roth, Bedeutung und Funktion von Varaždin für die Absicherung der steirischen Südostgrenze; Godišnjak Gradskog Muzeja Varaždin 4, Varaždin 1970, S. 27 ff. (deutschsprachig mit kroatischem Resümee von M. Ilijančić).

⁴ Detailliert, mit Quellenbelegen, F. O. Roth, „Wihitsch und Weitschwar“ — Zum Verantwortungsbewußtsein der adeligen Landstände Innerösterreichs in Gesinnung und Tat im türkischen „Friedensjahr“ 1578. I. Teil. Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark LX, Graz 1969, S. 199 ff.

Für die Bedürfnisse der also geschwächten binnenkroatischen „Confin“ hätten primär die Kärntner Landstände zuständig sein sollen. Allein nach dem Jahre 1483 mußte dieses Herzland der innerösterreichischen Ländergruppe dank seiner geographischen Position keinen Türkeneinfall mehr erdulden und erlebte statt dessen in der „Renaissance“ und „Reformation“ einen einmaligen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung. Als eine größere militärische Unternehmung seines Landeshauptmannes Georg Khevenhüller zum Entsatz von Bihać im Herbst 1578 ziemlich kläglich verlief — ein Kärntner Zeitgenosse meinte, die ganze „kroatische Expedition“ hätte die Christen bloß „drei kleine Schlößchen“ (Drežnik, Cazin und Ostrožac), „rechten Wanzenburgen wohl zu vergleichen“ (!), vorübergehend gewinnen lassen, wofür viele tapfere Leute durch Fehlplanung und Versagen der Führung nutzlos geopfert worden wären —, erlahmte das Interesse Kärntens an der aktiven Türkenabwehr noch mehr. Auch während des „langen“ dreizehnjährigen Türkenkrieges um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, welchen die Magyaren als den „Fünfzehnjährigen“ verstehen und welcher insbesondere das südliche Transdanubien in unsägliche Verelendung stürzte, entbehrte das Kärntner Engagement echter Spontaneität; in der Aussageweise der Steirer saß man, durch die Karawanken einigermäßen abgeschirmt, „dem Feuer nicht am nächsten“⁵! — Selbst im Verzug der großen kaiserlichen Gegenoffensive nach der siegreichen Entsatzschlacht Wiens am Kahlenberg am 12. September 1683 weigerten sich die Kärntner Stände zeitweise, in ihrem Land weitere Rekruten ausheben zu lassen.

Bei diesem an sich nicht unbegreifbarem geringen Engagement der Stände — denn auch die protestantischen der Steiermark liebten mehr große Worte als mit Opfern verbundene Taten⁶ — mußte zwangsläufig der Landesfürst, Karl von Innerösterreich, die Initiative zum Schutze Restkroatiens (im historischen Sinn) ergreifen: Kaiser Rudolf II. als nominell oberster Kriegsherr (und König von Ungarn) kaufte dem Grafen Zrinyi (Zrinski) um bloße sechshundert Gulden das gerade durch einen Türkenstreifzug verheerte Gut Dubovac ab, und unter starker militärischer Absicherung wurde am 13. Juli 1579 im Flüßedreieck der Kulpa (Kupa), Korana und Dobra der Grundstein

⁵ Dazu eingehend E. Antonitsch, Die Kärntner Landstände und der dreizehnjährige Türkenkrieg 1593—1606, Carinthia I, 167. Jahrgang, Klagenfurt 1977, S. 85 ff.

⁶ Belege bei F. O. Roth, Balthasar III. Batthyány's Bittschreiben um steirische Hilfe für Westungarn, Festschrift „Im Lebensraum der Grenze“ für F. Posch = Sonderband 18 der Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Graz 1971, S. 177 ff.

für eine neue Festung gelegt: „Von grünem Wasen erhoben“, also ab ovo begonnen, erhielt dieselbe gerechtfertigt, nicht anmaßend, den Namen ihres Gründers: Karlstadt, das gegenwärtige Karlovac⁷.

Zutreffend erkannte Erzherzog Karl, daß reine Festungen auf weite Sicht kaum zu behaupten waren; dies hing mit der Demoralisierung der Truppen durch Soldausstände und Nachschubmangel zusammen. Es ist ein großes Verdienst Pickls, in der in Anmerkung 1 zitierten Arbeit und in einer weiteren, im Druck befindlichen⁸ aufzuzeigen, wie schwer noch 1686/1687 das Überwintern in den eroberten südungarischen Festungen Fünfkirchen (Pécs) und Siklós fiel! Mit der bloßen „Soldateska“ konnte man noch um 1700 kaum im Winter Krieg führen, nicht einmal zuverlässig Defensivstellungen behaupten. — So ging etwa hundert Jahre zuvor dem Fall der wichtigen südwestungarischen Grenzfestung Kanischa (Nagy Kanizsa) sowohl die „Huldigung“ der Bauern im Weichbild der Festungsstadt im ehemaligen Kanischaer „Gemös“ (= Sumpf) voraus als auch das Erlöschen des einst blühenden Handels einer städtischen Bürgerschaft mit der Bela Krajina (Weißkrain), der Stadt Rudolfswerth-Neustädtl (Novo Mesto) an der Krainer Gurk (Krka), selbst mit Laibach (Ljubljana). Oder ein Gegenbeispiel aus Nordostungarn: Die Bischofsstadt und Festung Eger — den Deutschen besser als „Erlau“ geläufig — konnte sich 1552 nur dank der kompromißlosen Mitwirkung der Erlauer Bürgerschaft, insbesondere von Egers tapferen Frauen, unter einheimischem Kommando erfolgreich wider eine erdrückende türkische Übermacht verteidigen, während die hochmodern umgebaute „Landesfestung“ Eger, von zwar gut geschulten und bestens ausgerüsteten, doch bald demoralisierten landfremden Söldnern, „Berufs“-Soldaten, verteidigt, im Türkenkrieg Rudolfs II. ohne zwingenden Grund vor dem türkischen Belagerungsheer kapitulierte. — Anderseits ahnte man in Graz, was sich anno 1592 bitter bestätigte, daß gerade die einheimischen Bürger von Bihać — ohne Abwertung gesagt „Krämerseelen“ —, doch dem Vernehmen nach sogar jene von Warasdin (Varaždin), „hochverräterische Beziehungen“ mit den Türken unterhielten. Dieser Mentalität kamen lokale türkische Befehlshaber entgegen, wenn sie zum Beispiel der Bürgerschaft von Unterlimbach (Lendava, Alsó Lendva) im heute slowenischen Übermurgebiet (Prekmurje) bei Huldigung, das heißt Tributzahlung, freien Handel, Kaufmannschaft und Gewerbe — sogar mit zusätzlichen

⁷ Wie Anm. 2 Nr. 807, 808 und 809, S. 303 f.

⁸ „Nachschub für Pécs und Siklós im Kriegswinter 1686/87“; erscheint in den „Publikationen“ des „Transdanubischen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zu Pécs“ („Dunántúli Tudományos Gyűjtemény — series historica“, „Dunántúli Tudományos Intézet, Pécs“).

Garantien des Paschas von Ofen (Buda) — garantierten (die Unterlimbacher Bürger vertrauten allerdings mehr dem Hilfeversprechen von — Radkersburg!).

Derartige Tatsachen und Überlegungen erklären das oft angezogene Karlstädter Privileg Rudolfs II. vom 24. April 1581, Prag (Praha), die gleichsam aus den Sümpfen gestampfte Festungsstadt mit Soldaten zu bevölkern: Den Angehörigen der Karlstädter Garnison wurde gestattet, Häuschen zu bauen, zwei Jahrmärkte und einen Wochenmarkt abzuhalten, und beim Verkauf von Liegenschaften hatte die Karlstädter Garnisonsmannschaft das Vorkaufsrecht. Allerdings — der militärische Stadtkommandant konnte jederzeit regulierend eingreifen!

In den folgenden ungefähr einhundert Jahren nach der Gründung der neuen Hauptfestung Binnenkroatiens scheiterten alle türkischen Ueberrumpelungsversuche, obwohl die Befestigung des Platzes lange improvisiert blieb. Die Festungsstadt entbehrte zwar nicht des mittels Konvois importierten Weines, wohl aber gesunden Trinkwassers, da alle Quellen bereits „in der Türkei“ lagen. Das Klima in der versumpften Niederung begünstigte Seuchen, und der oberste Befehlshaber des jüngeren „Karlstädter Generalates“ wohnte in ruhigen Sommermonaten im „anmutigen und luftigen“ wiederhergestellten Schlosse Dubovac ob Karlovac.

Auch der Türkenkrieg Kaiser Leopolds I. von 1683 bis 1699 brachte keine dauernde Rückgewinnung alten kroatischen Lebensraumes im Un(n)a- und Sanatal; kühne, großangelegte Streifzüge kaiserlicher Kavallerieverbände bis Sarajevo und Nisch (Niš) führten bloß zu organisierter Auswanderung von Serben nach Südungarn. Mit anderen Worten: Die mit der Gründung von Karlovac gesetzte Bedeutung und Funktion dieser Festungsstadt blieb erhalten: weiterhin zentraler Ort und äußerste Grenzfestung des christlichen Binnenkroatiens zu bleiben. — Um so betroffener mußten daher alle Verantwortlichen sein, zu vernehmen, daß im Türkenkriegsjahr 1692 fast die halbe Stadt Karlstadt einem gelegten Brand zum Opfer fiel. Nur die abgelegene Frontlage — die militärischen Entscheidungen fielen an der Donau- und (sekundär) Draulinie — erklärt die nicht stattgehabte Ausnützung der tristen Situation der schwer geschädigten, in ihrer Verteidigungskraft geschwächten Festung: Keine türkische Aggression erfolgte! Bedenklich aber, daß die Brandstifter nicht als türkische Agenten, bezahlte muselmanische Konfidenten, nicht als randalierende Deserteure oder plündernde Marodeure entlarvt, sodann durch einen Zufall (!) als Mitglieder einer slowenischen Bande von Dieben und Räubern erkannt wurden, welche in der Windischen Mark und nördlich der unteren Save bis in den Raum Agram (Zagreb) hinein ihr Unwesen trieben,

zu einer jenseits von Ordnung und Gesetz stehenden Lebensweise durch vielfache Zwänge gedrängt, welche auch bloß nur in Umrissen zu erahnen, sozial- und wirtschaftsgeschichtlich, selbst folkloristisch, von Interesse dünkt. Auf die bruchstückhaften Tatsachen, welche aus unterschiedlichen Akten in Beständen der innerösterreichischen Zentralverwaltung im Steiermärkischen Landesarchiv⁹ erhellen, informativ hinzuweisen (ohne nach einer umfassenden, allgemeingültigen Interpretation zu streben), möchte als Aufgabe dieses Beitrages gewertet werden.

I.

Bei der Vorbereitung zum Raubüberfall auf ein kleines Schloßchen in Unterkrain — wir kommen kurz darauf zurück — bzw. ablenkender Brandstiftung im ehemals untersteirischen Markt Reichenburg (Brestanica) gelang die Festnahme eines verdächtigen Mannes, welcher bereitwillig und ohne besonderen Zwang zunächst über seine Person folgende Aussagen zu Protokoll gab: Er hieße „Jur(i)j (Georg) Zenschischer“. Er gehörte einer Bande von zehn Mann an. Fünf der Burschen stammten aus „Martinuerch“ (Martinj vrh o Železniki) bei Bischoflack (Škofja Loka) in Oberkrain; von den übrigen wisse er deren Herkunft nicht oder nicht genau, oder bloß zum Teil. Er, Jurj, gehörte diesem „Stoßtrupp des Verbrechens“ etwa ein Jahr lang an. In dieser Zeit hätte seine Gruppe vor allem Kirchen beraubt; so hätte er mit Hilfe seiner Kumpanen in die St.-Nikolaus-Kirche zu Lichtenwald (Sevnica) eingebrochen und dortselbst zwei vergoldete silberne „schächte(r)l“ gestohlen; diese konnten bei seiner Festnahme sichergestellt werden. — Da die Bande von etwas leben mußte, stahl sie im Raume Sagor bei Peilenstein (Zagorje o Pilštanj) und um Montpreis (Planina) über dreißig Stück Vieh, „welches wir miteinander verzehrt haben“. Dabei wurde er, Jurj, einmal — als er ein Schaf aus dem Stall hätte stehlen wollen — ertappt: Der Knecht, der auf dem Stall — oder eher im Stall — schlief, schlug ihm die Hand „blutrünstig“ und trieb ihn dermaßen ab.

Jurjs bester Coup war nach eigener Aussage sein Einschleichdiebstahl in die Liebfrauenkirche von Sagor bei Peilenstein: Er ließ sich in derselben einsperren, öffnete um Mitternacht von innen die

⁹ „Regierung“: „Gutachten“ 1692, Juni, Nr. 10; „Copeien“ 1692, Juni, Nr. 35, und 1692, Juli, Nr. 11. — Die Einsicht in die großen Bestände des „Alten Landschäftlichen (das heißt „Landständischen“) Archivs“, nämlich „Militaria — Chronologische Reihe“ und „Polizei — Landprofos“, zeitigte für das in Frage kommende Jahr bzw. für 1693 ff. keine Ergebnisse, doch ist der derzeitige, vorläufige Ordnungszustand der angeführten Bestände in Rechnung zu stellen.

Kirchentür, stieg auf den Hochaltar und entwendete der Marienstatue zwei kostbare Rosenkränze. Seine eingelassenen Gefährten stahlen dreißig „Pätschen“, etwa zehn Pfund Flachs, acht Pfund Schmalz, doch auch vier Altartücher, vier Almen und acht bestickte seidene Kelchtücher, ferner zwei Kelche samt Patenen, zwei Meßgewänder und zwei Pfund kleiner Wachskerzen, schließlich vier Gulden Opfergeld. Die Diebsbeute schafften sie in das schwer zugängliche Waldgebiet des über eintausend Meter hohen Wachberges (Bohor). Dortselbst verbargen sie das Beutegut in einer Felsenhöhle, welche einen schmalen Spalt als Eingang besaß, im Inneren aber „dem spatium eines großen Zimmers gleich sein sollte“. Dortselbst hortete die Bande weitere zwölf Kelche samt Patenen, sechzehn Meßgewänder, dreißig silberne Gürtel(schnallen) und anderes Silberzeug — Beutegut aus anderen geglückten Raubzügen.

Der aufgegriffene Übeltäter war so frech — oder unklug —, Teile des Beutegutes aus der Marienkirche in Sagor — einer beliebten Wallfahrtskirche — dem Lichtenwalder Untertan „Gregor Sembläckh“ um zwei Gulden achtundvierzig Kreuzer bzw. einer gewissen „Martha Jelen(in)“ zu Unterreichenburg um fünfundvierzig Kreuzer zu verkaufen, ferner einem nicht genannten Salitermacher zum Kaufe anzubieten. — Meistens schleusten die Diebe ihre Beute nach Agram, wo ein gewisser „Thomas Lederer“ als Strohmann fungierte und die „Ware“ „versilberte“. — Der gesamte Vorrat aus dem Felsenloch im Wachberg sollte noch vor Mitte Juli, also wohl bald nach der Festnahme Jurjs, „zu ihm nach Agram gebracht“ werden.

II.

Bisher hatte Jurj seine Untaten, ohne dieselben zu beschönigen, gestanden; im weiteren Verlauf seines Geständnisses wollte er sich bloß als „kleiner Fisch“ dieser Bande ins gute Licht setzen; jetzt packte er über den Rädelführer aus: Dieser, der Älteste der Bande, nannte sich „Michel Penditschitsch“; er wird uns besonders zu interessieren haben! Sein Vater — oder eher sein Vetter — wurde vor einem Jahr zu Laibach „justifiziert“; er wurde „Zigan“ geheißt. Ohne nun behaupten zu können noch es a priori auszuschließen, daß dieser „Rufname“, „c(z)igan“, also „Zigeuner“, eine Volkszugehörigkeit umschreibe, könnte sie das kultisch-rituelle Verhalten eines anderen Bandenmitgliedes erklären. Die despektierliche Benennung „Zigeuner“ könnte allerdings auch die klassische Überheblichkeit der etwas derben Oberkrainer gegenüber den östlicher lebenden Slowenen markieren: Noch vor kurzem bezeichnete der Volksmund in Nordwestslowenien die slowenischen „Štajerski“, „Steirer“, gelegentlich spöttisch als „Zigeuner“! Auch möchte nicht übersehen

werden, daß im Zeitraum unserer Vorkommnisse immer wieder „echte“ Zigeuner — ungeachtet aller landesfürstlichen und landständischen Abschaffungspatente sowie gelegentlich sehr harten Durchgreifens des Landprofosen — besonders im Raum Luttenberg (Ljutomer) und Friedau (Ormož) wohl nicht zufälligerweise unter der Herrschaft ungarischer Grund- und Gutsherren — welche, wie die Székelyi oder Alapi, die steirische Landstandschaft erworben hatten — stark vertreten waren. Im Übergangsgebiet der slowenischen Prlekija zum kroatischen Medjimurje, der Murinsel, dem Muraköz, halbwegs zwischen Friedau und Tschakathurn (Čakovec, Csáktornya), mag man noch heute auf ihre Spuren stoßen . . . Das nun knapp anzudeutende Phänomen volkskundlich-urkultischer Beschaffenheit darf allerdings nicht zwingend oder wesenhaft auf die Zigeuner schlechthin angewendet werden, obwohl gerade sie wegen wiederholter Bezeichnung — oft wird es sich um haltlose, brutale Verleumdung gehandelt haben — der „Herzensfresserei“ späterhin noch im Maria-Theresianisch-josephinischen Ungarn härtester Verfolgung und grausamster Liquidierung ausgeliefert waren, wobei die Wegnahme der kleinen Kinder — zu Umerziehungszwecken — als besonders human galt . . .! Es dünkt überhaupt minder wesentlich, ob sich der zu berichtende Vorfall tatsächlich und dergestalt zugetragen hatte; daß er geglaubt wurde, bleibt charakteristisch genug!

Unserem „Kronzeugen“ Jurj Zenschischer hätte es der Täter, Michel Penditschitsch, prahlerisch selbst geschildert, dort in der makabren Atmosphäre des Felsenverstecks im unzugänglichen Bohor: Wie er in einem Wald unfern Sagors bei Peilenstein „vier Weiber angetroffen, wovon eines mit einem Kinde war“. Michel entriß das Kind der Mutter und erschlug die ihm Nacheilende. — Überhaupt hätten Jurjs Gefährten, so sagte Zenschischer aus, „noch zehn andere Manns- und Weibspersonen ermordet“. — Dann, der weitere Vorgang ist dem Kenner geläufig, riß der Unhold „dem Kinde das rechte Händchen ab und schnitt das Herz heraus“, um dieses „also frischer zu essen, damit er ferner mit keinem Menschen“ Erbarmen haben könnte — für einen skrupellosen Bandenchef zweifelsohne eine brauchbare Eigenschaft. Das abgetrennte Händchen verwendete er aber in Verbindung mit geweihten Wachskerzen zu einem Zauberritual, „damit diejenigen Leute, welche am Orte seiner Untaten (lebten), nicht erwachsen werden sollten“, sich also an ihm und seinen Gefährten nicht rächen konnten. — Ohne zu dramatisieren oder auf billige Effekte zu spekulieren, wird man den „Lebensstil“ dieser durch Zufall, Herkunft oder sonstige Imponderabilien Entrechteten kaum „bunt“, wild genug sehen dürfen; wieviel Abwegiges, Unheimliches, Urheidnisches mag „revitalisiert“ worden sein . . .? (Die Akten deuten einiges an.) Und dies gilt selbst dann, wenn in einem deutsch-

sprachigen Verhörprotokoll „Zigan“ für „Žiga“, Sigmund, stünde! („Sigmund“ paßte gut zu „Michel“ Penditschitsch.)

Einer Bande derartiger Burschen war einiges zuzutrauen! Geschickt verkleideten sie sich nicht selten als Weiber und übten dergestalt bewährte Praktiken, welche den „Martolosen“ unter türkischer Diktion nicht fremd waren.

Den Aktionen unserer Bande kam die Bestechlichkeit kaiserlicher Beamter entgegen! Unsere Bande beraubte dreimal (!) das kaiserliche Filialeinnehmeramt „Saguria“ (Zagorje, Sagor an der Save (?)), „wozu er, Herr Einnehmer alldort, selbst geholfen“, das vorhandene Bargeld mit den Bandenmitgliedern „brüderlich“ teilte und die Truhe, worin es aufbewahrt worden war, nach deren Aufbrechen im Wald verstecken half . . .

III.

Zweifelsohne ist es methodisch gewagt, einer Quelle, dazu bloß einem Prozeßbruchteil, im wesentlichen den Aussagen eines Delinquenten, ohne Vorbehalte und Einschränkungen zu vertrauen! Bei allen angebrachten Abstrichen deutet es aber glaubwürdig, daß der wiederholt genannte Capo, Michel Penditschitsch, einmal festgenommen und wegen Diebstahles — mehr mochte man ihm damals nicht nachgewiesen haben, sonst wäre er rechtzeitig „justifiziert“ worden — zur „Zwangsarbeit“ — lies: „Festungsrobot“ (wir kommen bei einigen oststeirischen Bauern darauf zurück) — nach Karlstadt geschafft worden war.

Für die Verlässlichkeit der Zeugenaussage des — um im Jargon zu bleiben — „singenden“ Jurj spricht der wiederholt notierte Umstand, das zweite, „schärfere“ Verhör hätte keine Abweichungen zum ersten „freiwillig“ abgelegten Geständnis gebracht. Und was enthüllte Jurj Zenschischer des weiteren? „Hernach aber, als er“ — Michel Penditschitsch — „entronnen, hat er allezeit einen Groll und [eine] Feindschaft gegen gedachte Stadt [Karlstadt] gehegt.“ Dermaßen sann er auf tätige Rache.

Bevor wir aber die von ihm und neun Gefährten gekonnt inszenierte Brandstiftung in der kroatischen Hauptfestung laut Aktenausgabe mitteilen, eine Rückblende um etwa fünfzehn Jahre; daraus wird erhellen, welche Gefühle der vielberufene „kleine Mann“, der untertänige Bauer etwa, am „heilsamen“ Werk dieses Festungsbaues, am Offensivkrieg wider den Erbfeind christlichen Namens, aktivieren mochte. Gewiß, auch das Folgende stellt einen Einzelfall dar und darf nicht leichtfertig verallgemeinert werden; doch wie viele ähnlich gelagerte „Fälle“ mochten abgewickelt worden sein, welche keinen aktenkundigen Niederschlag fanden oder deren Auf-

zeichnung die „Arglist der Zeit“ der Vergessenheit, dem Verlorengehen, anheimfallen ließ? — Unwillkürlich drängt sich die Frage auf (weit über unser Thema hinausreichend): Wie sehr mußte der Begriff „Patriotismus“ strapaziert werden — von Führungsgestalten, Demagogen, Dichtern, Künstlern und naiv Gutgläubigen —, bis er für runde einhundertfünfzig Jahre von den Befreiungskriegen bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges für die Jugend der abendländischen Völker seine magische, verhängnisvolle, selbstmörderische Faszination gewann?

Für jene sechs oststeirischen Bauern aus Altenmarkt bei Fürstenfeld, Bierbaum an der Safen und Speltenbach war der „Einsatz“ bei der Modernisierung der Karlstädter Festungswerke im Jahre des Herrn 1675 Terror und unverdientes Elend, Leben (und Zugrundegehen?) in der Fremde, Ausgeliefertsein an die Willkür des Herrschaftsinhabers bzw. Herrschaftsverwalters. Sie zeigten Ansätze von „Kohlhaas“-Naturen — und scheiterten daran: Macht und Gewalt haben immer wieder das Recht gebeugt.

1634 und wiederum am 10. September 1674 abgeschlossene Verträge — das zweite Mal unter Druck der innerösterreichischen Regierung — regelten die Dienste und Zinse der Untertanen der Komende Fürstenfeld. Als der Verwalter Martin Greisberger die tägliche Robot forderte, verweigerten sechs Untertanen aus den genannten Orten die Leistung derselben unter Hinweis auf die für sie günstigen Bestimmungen des Vertrages aus dem Vorjahr, 1674. Hierauf ließ sie Greisberger festnehmen und gefänglich auf die Grenze nach Karlstadt abführen¹⁰!

War der sternförmige Grundriß der Grenzfestung Karlstadt auch anno 1579 durch den einheimischen Baumeister Matija Gambon zukunftsweisend festgelegt worden¹¹, so erfolgte die tatsächliche Ausgestaltung zur modernen Barockfestung erst beinahe einhundert Jahre später zwischen 1657 und 1683 durch den kaiserlichen Festungsingenieur Martin Stier: Für beide Bauphasen wurde außer der Land- bzw. Festungsrobot der benachbarten kroatischen und nicht fernen Weißkriener Bauern auch eine größere Zahl von Häftlingen aus den deutschen kaiserlichen Erblanden herangezogen; daher hatte der 1675 ff. kommandierende Generaloberst zu Karlstadt, Johann Josef Graf von Herberstein, keine Einwendung gegen den Einsatz der „aufsäßigen“ Bauern aus jenen drei genannten oststei-

¹⁰ „Regierung“: „Expedita“ 1677, März, Nr. 9, und 1677, November, Nr. 34.

¹¹ An Stelle moderner Einzeluntersuchungen verweisen wir auf das Resümee in der deutschsprachigen Version des Text- und Bildbandes „Karlovac“, herausgegeben vom Kulturni Centar Karlovac, Zagreb 1968, S. 22.

rischen Orten zu machen, welche — welch bittere Ironie — der Stammheimat jenes Adelsgeschlechtes, dem Johann Josef angehörte, nicht allzu ferne lagen. Doch unser Herbersteiner war ja der Inhaber der Kommende!¹² Fazit: Der empörte Grundherr deckte seinen „rührigen“ Verwalter und spielte „böse“ Untertanen sich selbst als dem loyalen Grenzobristen in die Hände . . . Greisberger, um zusätzliche Deckung bemüht — sein Herr weilte an der „Confin“ —, spielte die Grundstücke der „Kriegsdienstverpflichteten“ dem Inhaber der benachbarten ungarischen Herrschaft Nemetujvár (heute: Güssing, Burgenland), einem Grafen Batthyány, zu; auch dergestalt konnte man ständig schwelende Grenzkonflikte zu eigenen Gunsten ausnützen, indem man das eigene, fragwürdige Vorgehen „internationalisierte“.

Erstaunlicherweise gaben die Ehefrauen (!) der nach Karlstadt Deportierten nicht auf: Sie appellierten über die innerösterreichische Regierung an den Kaiser. Die drei Bauerngemeinden unterstützten das Majestätsgesuch nachhaltig: Die sittliche Verpflichtung, welche aus der „Nachbarhilfe“ resultiert, wurde besonders betont. — Die Regierung war empört, daß steirische „Landeskinder“ über die Reichsgrenze fortgeschafft wurden, wenngleich das Territorium der späteren „Militärgrenze“ zweifelsohne einen Sonderstatus gewann. Die Regierung stellte zutreffend fest, etwaige Klagen des Verwalters Greisberger gegen „schwierige“ Untertanen hätten im Lande vor den zuständigen Instanzen abgeführt werden müssen.

Doch die Zeit half der Herrschaft: Im November 1677 waren noch immer fünf Oststeirer „zu Karlstadt arrestiert“ (war der sechste bereits zugrunde gegangen?) Kein Advokat wollte die drei Bauerngemeinden (alten Stils) gegen die „Herrschaft Kommende Fürstenfeld“ vertreten. Vergebens baten die Bauern um die Beistellung eines Advokaten „ex officio“. (Die Schaffung des advocatus subditorum sollte erst einer späteren, „aufgeklärten“ Zeit vorbehalten bleiben.)

IV.

Kehren wir nach diesem oststeirischen Intermezzo wieder ins Türkenkriegsjahr 1692 und zum „Racheakt“ Michel Penditschitschs zurück: Mit neun Gefährten schlich sich derselbe in die Festungsstadt. Mit Hilfe brennender Lutten und von Schwarzpulver legte er in der

¹² Steiermärkisches Landesarchiv, Abteilung „Joanneumsarchiv“, daselbst Archiv Fürstenfeld (Stadt): Schubert 209, Heft 352. Ein Prozeß aus 1678 belegt im Streit um eine unbefugte Inventar- und Verlassenschaftsaufnahme nach dem städtischen Schulmeister „Johann Joseph Graf(en) von Herberstein“ als „General zu Carlstatt und Commendator der ritterlichen ordenscommenda alhier“.

Behausung des Kommandanten, eines Herzogs (Karl) von Croy, „an einem Donnerstag Abend“ das Feuer. Dadurch entstand „unlängst in der Grenzfestung Karlstadt eine große Brunst, wobei fast die Hälfte der Stadt zu Rauch und Asche wurde“¹³.

Es verblüfft, wie leicht der Bande ihr „vorsätzliches“ Vorhaben gelang! Hatten die Täter in der Stadt Komplizen, Mitwisser, wie man heute formuliert: „Sympathisanten“? Die Frage bleibt offen.

Der Vorfall, welcher auf Grund mehrerer Aktennotizen als glaubwürdig anzusprechen ist, zeigt, welche an und für sich unvernünftigen Kräfte bzw. Personengruppen eine Katastrophe in einem militärischen Zentrum heraufbeschwören konnten: Keine unmittelbare Feindeinwirkung, keine Sabotage, kein Agentencoup; bloß durch einen „Zufall“ — die Festnahme des allzu selbstsicheren Jurj Zenschischer nach seiner „Tat“ zu Lichtenwald in Reichenburg, das Erhaltenbleiben des Verhöraktes und dessen Feststellung in einem großen, noch nicht modern aufgeschlossenen Archivkörper — ließen sich die Täter und die Motivation feststellen.

V.

Die auch für die Zeitgenossen unerwartete Unterrichtung über die Brandstifter von Karlstadt bestimmte die innerösterreichische Regierung, sich in das Verfahren wider die Bande — ein Routinegeschehen, welches normalerweise bloß vor dem Landgericht lief — einzuschalten. Die erste Reaktion war billig: Dem Freiherrn von Curti wurde sein langsames Vorgehen gegen die Bande angekreidet — dabei lag ihm im eigenen Interesse sehr daran, des Pendschitschs und seiner Konsorten habhaft zu werden: Denn als die Bande vernommen hatte, daß einer der Ihren — nämlich Jurj Zenschischer — in Reichenburg festgenommen worden war, drohte sie für den Fall der verweigerten sofortigen Freilassung, nicht nur den Markt Reichenburg (Brestanica), sondern sogar Curtis gleichnamiges Schloß (Rajhenburg) den Flammen zu überliefern.

Der Vergleich mit gegenwärtigen Vorkommnissen liegt auf der Hand; zeitlose Methoden des Terrorismus werden greifbar.

Um dieser Gefahr angedrohter Brandstiftung im eigenen Herrschaftsbereich zu begegnen, sollte Curti mit den benachbarten Landgerichten — nämlich mit Rann (Brežice), Montpreis (Planina) und Peilenstein (Pilštanj) — „zuverlässlich korrespondieren, um mit deren Assistenz die gesamte Rotte selbiger Bösewichter“ zu liquidieren

¹³ Eine in 11 wiedergegebene Quelle dürfte — zielgerichtet — übertreiben, wenn sie meint, bloß im östlichen Winkel (!) der Festungsstadt blieben nur einige Häuser verschont.

und durch deren „Ausrottung“ „fernerem ähnlichen Unheil“ — wie in Karlstadt passiert — vorzubeugen. Der Regierungsbefehl ließ sich nicht verwirklichen. Die aufgebotenen Landgerichtsbesitzer zeigten sich beim versuchten Durchkämmen der Wälder des Bohors wenig einsatzfreudig. Die Quellen lassen die Frage offen, wieweit sie „Vergeltungsmaßnahmen“ der Bande befürchteten, vielleicht sogar mit ihr sympathisierten oder sogar deren Capo bewunderten: Sieht man mit zeitlichem Abstand von einigen „am Rande des Geschehens“ erschlagenen Weibern und grausam mißhandelten Kindern ab — von beiden Personengruppen gab es genug —, richteten sich die Aktionen der Bande gegen „die Herrschaft“, wider „die Obrigkeit“; das Militär war, nicht grundlos, verhaßt, und den „Türkenkrieg“ führte der Kaiser im fernen „Duna“, Wien . . . Jedenfalls mußte Curti berichten, daß das „öftere, aber v e r g e b l i c h e Nachsetzen auf diese schlechten Leute“ keinen Erfolg zeitigte; mit möglicherweise erzwungener — oder gar nicht so ungern gewährter — Unterstützung durch die Bevölkerung zogen die Bandenmitglieder „in diesem Revier hin und her und agierten weiterhin zu großem Schaden der davon Betroffenen“. Dergestalt beschränkte sich Curti auf die gute Bewachung s e i n e s Schlosses und Marktes Reichenburg an der Save.

Nach Aussage Jurjs hatte sich der Bandenchef mit seinen Helfershelfern nur deshalb in die Nähe von Reichenburg verfügt und Zensschischer zum Rekognoszieren in den Markt vorausgesandt, um einen neuen frechen Coup vorzubereiten: „Dr. von Prikhlfeldt“, recte: Wolf Konrad von Birkenfeld — auch: „Bruckenfeld“ —, medicinae doctor zu Rudolfswerth-Neustädtl (Novo Mesto), weilte fern von seinem Ansitz „Impelhoff“, von den Einheimischen damals „Impale“ geheißem. Dieses Schlößchen „Impolje“, etwa sieben bis acht Kilometer südlich von Lichtenwald (Sevnica) in Studenec, ungefähr vierundzwanzig Kilometer westlich von Gurkfeld (Krško) in Unterkrain, gelegen, war um 1690 kaum bewehrt. Wenngleich nach V a l v a s o r¹⁴ es an Obst und Wein nicht mangelte, lag es doch „auf einem kleinen Berglein . . . mit großen W ä l d e r n umringt; daher es fast wie in einer W i l d n i s steht“.

Eingedenk des geplanten Anschlages auf den Impelhof und der ausgestreuten Drohung wider die Reichenburg fühlt man sich geradezu an das entrüstet-ängstliche Wort des Dichters¹⁵ erinnert, welches derselbe dem greisen Grafen Borotin in der „Ahnfrau“ — die um böhmische Verhältnisse weiß — in den Mund legt: „Was ist das? —

¹⁴ J. W. Freiherr von Valvasor, Die Ehre des Herzogthums Krain, Laibach—Nürnberg 1689, 2. unveränderte Auflage Rudolfswerth 1877—79, Band III, Buch XI, S. 294.

¹⁵ Franz Grillparzer, a. a. O., 2. Aufzug.

Wer naht so spät / Noch sich dieses Schlosses Toren? / —————
Glaubst du wohl, verdächtig Volk / Wage sich an feste Schlösser, /
Wohl verwahrt und wohl bemannt?"

Um die offensichtliche Ohnmacht damaliger „Polizei“ zu kaschieren und die niederschmetternde Erkenntnis, wie es zur Brandkatastrophe von Karlstadt gekommen war, leichter zu vertuschen, beorderte die Regierung den landesfürstlichen Bannrichter von Cilli (Celje) für den 17. Juli 1692 nach Reichenburg, um dem Gefangenen (Jurj Zenschischer) den Prozeß zu machen. Seine schwerwiegenden Aussagen — Selbstbezeichnung und Belastung der „Bande“ sowie ihres Anführers — hatten ihm nicht das Leben retten können! — Hat die „Justifizierung“ des einen „Delinquenten“ die Gemüter beruhigen können?

Offen bleiben manche Fragen: Wurde die Bande später — und wenn, wann und wie — ausgehoben und der Bestrafung zugeführt; oder gelang einigen der Mitglieder die Flucht „in die (so nahe) ‚Türkei‘“? Vielleicht wurden einige ihrer Mitglieder sogar — kaiserliche Soldaten?! „Professionisten“ waren gesucht, und die rührigen Werber scherten sich wenig um das „Vorleben“ der Angeworbenen. Umgekehrt haben vom frühen 16. Jahrhundert an nachweisbar bis ins spätere 18. Säkulum — etwa in der südlichen Weststeiermark — ausgediente bzw. abgerüstete Soldaten (im 16. Jahrhundert als „gartierende Knechte“ nur allzu bekannt) das Gros frecher Diebe und gefährlicher Straßenräuber gestellt! Verständlich, weshalb der Offizier — meist adeliger Herkunft — in der Gesellschaft des Barocks ebenso hoch geachtet wie der „Gemeine“ allgemein verachtet war (erst das „Volksheer“ der Befreiungskriege bahnte einen Umschwung der öffentlichen Meinung an).

In der Vorbemerkung betonten wir den unvollständigen „Miszellen“-Charakter unserer Skizze: Wir wollten bloß „hinweisen“ und „anregen“! Und ein wenig um menschliches Verständnis für den — in unserem besonderen Falle „ausgestoßenen“ — so oft unverbindlich zitierten „kleinen Mann“ werben.

Betrachtungen zum Thema Papierrestaurierung und Berufsbild bzw. zur Ausbildung zum Archivrestaurator

Von Karl T r o b a s

Die folgenden Betrachtungen beziehen sich auf die Papierrestaurierung, hauptsächlich jedoch in Richtung des Archivrestaurators. Kurz umrissen besteht seine Aufgabe darin, an be- oder geschädigten Archivalien von Papier, Pergament und Siegeln den ursprünglichen Zustand, das heißt in Format und Gebrauchsqualität, jedoch ohne Ergänzung von fehlender Schrift, Druck oder Zeichnung, wiederherzustellen bzw., wenn dies nicht mehr möglich ist, den gegenwärtigen Zustand zu erhalten und durch konservierende Maßnahmen die „Lebenserwartung“ des betreffenden Objekts größtmöglich zu erhöhen.

Im Gegensatz zu der Gemälderestaurierung ist die Restaurierung von Papier als Träger von Schrift, Druck, Zeichnung oder Bemalung eine sehr junge Disziplin. Sie hat, eigentlich erst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg den Status einer Geheimpwissenschaft verlassend, nach kollegialem Erfahrungsaustausch gesucht, aber auch bei den vorgesetzten Dienststellen hart um ihre Daseinsberechtigung und Anerkennung ringen müssen. Im Mittelalter waren es zuerst die Mönche, die sich mit der Bewahrung ihrer Klosterbibliotheken befaßt haben, in unserem Jahrhundert begannen die Buchbinder mit Versuchen, kleinere Schäden, wie Risse und Fehlstellen, zu beseitigen, also zu restaurieren. War der Papierrestaurator, auch heute noch zumeist aus dem Buchbinderhandwerk stammend, ein *S e l f m a d e m a n*, der sich seine Kenntnisse selbst mühsam erarbeiten mußte, so konnte erst in den letzten Jahren mit Befriedigung festgestellt werden, daß sich größere Bibliotheken und Sammlungen nun endlich ernsthaft mit den Problemen des Restauratorennachwuchses und einer gezielten Ausbildung zum Papierrestaurator befaßt haben. Dr. H. Busley, München, schreibt dazu: „Mit der herkömmlichen Ausbildung, die sich mehr oder minder in der Einarbeitung in den laufenden Betrieb erschöpft, eventuell ergänzt durch Kurzlehrgänge oder Tagungen, ist es n i c h t mehr getan, der Aufbau einer spezifischen Restauratorenausbildung tut not!“

So kamen von München und Wolfenbüttel die ersten Ausbildungsvorschläge, die heftig diskutiert wurden und die fürs erste versuchten, das für den Papierrestaurator erforderliche Wissensgebiet und den für das Studium erforderlichen Zeitaufwand abzustecken.

Wolfenbüttel fordert darin unter anderem eine vierjährige Ausbildung, davon drei Jahre Grundausbildung zum Papierrestaurator und eine Aufbaustufe von einem Jahr, das heißt Spezialisierung zum Bibliotheks-, Graphik- oder Archivrestaurator. Die Grundausbildung umfaßt (unter anderem) naturwissenschaftliche Grund- und technologische Spezialkenntnisse zur Schadensfeststellung und zur Anwendung der erforderlichen Behandlungsmethoden, ein chemotechnisches, ein mikrobiologisches und ein entomologisches Praktikum, eine ausführliche Materialkunde, Werkzeug-, Geräte- und Maschinenkunde und vieles andere mehr. Dr. Bansa, München, gibt sich bereits mit einer zweijährigen Ausbildung zufrieden, fordert aber ein umfassendes Studium in naturwissenschaftlichen Fächern, wie zum Beispiel Organische Chemie, besonders Chemie der Zellulose und der eiweißartigen Verbindungen, Chemie der makromolekularen Verbindungen (Klebstoffe, Thermoplaste), Papiertechnik, Papierprüfung, Physik, physikalischer Grundkurs, insbesondere technische Mechanik, Maschinenkunde, Optik, Physik der Reinigungsmittel, Biologie, Einführung, Entomologie, Mikrobiologie, Schädlingsbekämpfung, Materialkunde von sämtlichen bei der Restaurierung vorkommenden Materialien und anderes mehr.

Wichtig für uns ist es, daß das Problem endlich erkannt und wenigstens zur Diskussion gestellt wurde und daß man sich der Notwendigkeit bewußt war, die bisher geübte, empirisch bedingte Praxis mit Geheimrezepten durch Einbeziehung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse aus dem Bereich von Chemie, Physik, Biologie und Papiertechnik in den Stand einer wissenschaftlich fundierten lehr- und somit erlernbaren Tätigkeit zu versetzen.

Erfreulicherweise haben auch in letzter Zeit namhafte Wissenschaftler sich für die Restaurierung von Papier zu interessieren begonnen. Hier wären vor allem Chemiker, Mykologen und nicht zuletzt Papierfachleute aus der Industrie und den Technischen Universitäten zu erwähnen. Damit dürften sich auch das Ende oder besser gesagt die Grenzen des Selfmademan-Restaurators abzeichnen!

Die nun folgenden Betrachtungen wollen nicht ein vollständiges Berufsbild des zukünftigen Papierrestaurators mit all seinen Unterteilungen in Graphik-, Bibliotheks- und Archivrestaurator entwerfen, wohl aber sollen die wichtigsten Ausbildungsarten kurz gestreift werden. Bei dieser Gelegenheit muß einmal in aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, daß alle, aber auch wirklich alle praktischen Restaurierungsarbeiten (ausgenommen das Binden von Büchern bei den Bibliotheksrestauratoren) von halbwegs geschickten, oft nur wenige Wochen Anlernzeit benötigenden Hilfskräften unter Leitung eines Restaurators ausgeführt werden können! Dies darf nun keineswegs als Abwertung des Berufsbildes der Papierrestaura-

toren verstanden werden, deren eigentliche Aufgabe wohl primär in ihrem Fachwissen, im Kennen und Erkennen der unterschiedlichen Schäden, deren Beseitigung (Diagnose und Therapie), aber auch in Untersuchung, Forschung und Entwicklung unschädlicher und zeitsparender Methoden und Geräte liegt! Als wichtige Aufgabe wäre noch die Überprüfung von neuem Material, Chemikalien und der aus der Fachliteratur oder von Kollegen übernommenen Rezepte und Verfahren v o r deren Anwendung zu erwähnen! Eine gesunde Portion Skepsis und auch Mißtrauen ist durchaus angebracht und wünschenswert, da der Restaurator letzten Endes allein j e d e von ihm getroffene Maßnahme s e l b s t zu verantworten hat. Der Hinweis, es so gelernt, gehört oder gelesen zu haben, entbindet im Falle von Mißerfolgen den Restaurator keineswegs von der vorhin erwähnten Verantwortung!

Dann wären noch die sehr wichtigen Kontakte zu der nächstgelegenen Universität, der Technischen Universität (Institut für Zellstoff und Papier), der Papierindustrie, zu den aktiven Kollegen, das Studium der Fachliteratur und nicht zuletzt die laufende Weiterbildung (bis zur Pensionsreife) zu erwähnen.

Der Papierrestaurator muß auf Grund seiner als selbstverständlich vorauszusetzenden Ausbildung in den naturwissenschaftlichen Fächern vor allem das Material genau kennen, welches er ja letzten Endes restaurieren soll, nämlich das P A P I E R ! Dazu gehören unter anderem Kenntnisse bzw. das Erkennen der unterschiedlichen Roh- und Faserstoffe, der verschiedenen Herstellungsverfahren der antiken und modernen Papiere, der alterungs-, benutzungs- sowie chemisch und pathologisch bedingten Veränderungen, der mikrobiellen Befallserscheinungen, die Beherrschung der dazu erforderlichen chemischen, physikalischen und mikroskopischen Untersuchungs-, Prüfungs- und Nachweisverfahren und natürlich auch die Handhabung bzw. Anwendung der Prüfeinrichtungen und Meßgeräte.

Das bedeutet natürlich nicht, daß der Restaurator gleichzeitig ein voll ausgebildeter Chemiker oder Papieringenieur sein muß, eine sorgfältige G r u n d ausbildung muß ihm zumindest die für den Restaurator notwendigen G r u n d begriffe und Wissen vermitteln, daß er in der Lage ist:

- a) am Papier selbst und den darauf applizierten Tinten, Drucken oder Zeichnungen alle auftretenden Schäden exakt zu identifizieren;
- b) wenn das eigene Wissen nicht ausreicht oder zum Beispiel Prüfungsmöglichkeiten und Geräte fehlen, durch präzis formulierte Fragen bei den entsprechenden Fachleuten der TU, Universität oder der Papierindustrie die offenen Probleme zu klären und in die restauratorische Praxis umzusetzen;

c) erst mit diesem Wissen ausgestattet eine gezielte Behandlung auszuarbeiten, um unter Berücksichtigung des gegenwärtigen Zustandes des Objekts mit einem Minimum an Chemikalien und unter Vermeidung aggressiver Mittel und Methoden den gewünschten Restaurierungserfolg zu erzielen.

Da jede Restaurierung einen Eingriff bedeutet und einige der notwendigen Behandlungen eine weitere Schädigung des Objekts nach sich ziehen können, so sollte der Papierrestaurator, wie es Prof. Santucci vom Istituto di patologia in Rom in seinem „Integral der Restaurierung“ treffend ausdrückt, „die künstliche gegenüber der natürlichen Destruktion so abwägen, daß das Endprodukt im Vergleich zum vorherigen Zustand über eine zumindest gesteigerte ‚Lebenserwartung‘ verfügt“!

Es ist schon heute abzusehen, daß unsere schnellebige Zeit in dem nächsten Jahrzehnt auch auf dem Gebiet der Papierrestaurierung viele neue Erkenntnisse, Möglichkeiten und Materialien bringen wird, gerade deshalb müßte der Grundausbildung (aber auch der Weiterbildung) ein erhöhtes Augenmerk zugewendet werden. Sonst tritt der Fall ein, daß der mit nicht ausreichender Grundausbildung versehene Restaurator wohl die neuesten Veröffentlichungen bekommt, diese auch laufend liest — aber leider keinen Nutzen mehr daraus ziehen kann, weil er sie gar nicht mehr ganz begreift! Daß dieser Ruf nach ausreichender Grundausbildung keine übertriebene Forderung ist und dieser nun auch in der BRD eine erhöhte Beachtung geschenkt wird, beweisen Nachrichten aus Göttingen (BRD, Restaurierwerkstätte der Universitätsbibliothek), die über Ausbildungsmöglichkeiten in den Fächern Chemie der Zellulose, Durchführung von Faseranalysen, Mikrobiologische Arbeitsmethoden in der Restaurierung, Grundbegriffe der Stöchiometrie und der quantitativen Analyse und anderes mehr berichten.

Erst eine sorgfältige Grundausbildung versetzt den fortbildungsbeflissenen Restaurator in die Lage, die nun schon zahlreichere Fachliteratur (in der Regel zumeist für den bereits Fortgeschrittenen verfaßt) überhaupt zu verstehen. Soviel zu den Ausbildungsanforderungen für Papierrestauratoren.

Eine Ausbildungsstätte für Papierrestauratoren kann ohne weiteres an schon bestehende Institutionen mit ähnlichen Ausbildungszielen angeschlossen sein, wie dies z. B. in Wien an der Akademie der Bildenden Künste (Meisterschule für Restaurierung und Konservierung) der Fall ist. Dabei darf aber die Ausbildung zum Papierrestaurator natürlich nicht zusätzlich und nur so nebenher zur Gemälde- und Skulpturenrestaurierung erfolgen und so zu einem bloßen Anhängsel dieser Sparten degradiert werden. Sie muß vielmehr auf Grund der großen Anforderungen, mit denen der Papierrestaurator

konfrontiert wird, die gleiche Ausbildungsdauer und den gleichen Aufwand beanspruchen, die zur Zeit noch nur der Gemälde- und Skulpturenrestaurierung vorbehalten sind.

Außer den auf restauratorische Praktiken sich beschränkenden Lehrkräften müßten auch für die besonders auf die restauratorischen Anforderungen ausgerichteten Fächer, wie z. B. die Anorganische Chemie, Biologie, aber auch Papier und Zellstoff, entsprechende Lehrkräfte (Dozenten der Technischen Universität oder der Universität) gewonnen werden.

Ein längeres Praktikum an mindestens zwei größeren Restaurierungswerkstätten könnte den Diplomanden die für die spätere selbständige Arbeit unumgänglich notwendige berufliche Praxis vermitteln.

Vor zehn Jahren hat der Verfasser als Privatmann und selbständiger Restaurator die erste Restaurierwerkstätte für Papier in Graz bzw. in der Steiermark nach eigenen Entwürfen mit Eigenmitteln errichtet. Mit seiner Aufnahme (1970) in den Landesdienst wurde diese Werkstätte vom Steiermärkischen Landesarchiv übernommen. In aller Bescheidenheit kann gesagt werden, daß diese verhältnismäßig junge Abteilung des Steiermärkischen Landesarchivs in den wenigen Jahren ihres Bestehens und trotz Einmannbetriebes auf Grund der Forschungen und Entwicklungsarbeiten, des Baues und der Neuentwicklung von zeitsparenden Geräten und Arbeitsmethoden sowie zahlreicher Veröffentlichungen nicht nur in Österreich, sondern auch auf internationaler Ebene sich einen guten Namen machen konnte.

In einigen Jahren werden die Vorarbeiten für eine rigorose Umstellung der herkömmlichen auf zeit- und materialsparende, besonders auf die Bestände des Steiermärkischen Landesarchivs zugeschnittene und dem neuesten Stand der Forschung entsprechende Restaurierungsmethoden (Mengenrestaurierung) abgeschlossen sein. Der Verfasser sieht darin einen sinnvollen Abschluß seiner Bemühungen um die Probleme der Papierrestaurierung in der Steiermark.